

LITERATUR

SPIEGEL

Identität geht durch den Magen:
Christine Ott beschreibt die
Mythen der Esskultur. **Seite 2**

Erst kommt die Liebesnacht, dann
die Zeitenwende: **Graham Swifts**
Roman *Ein Festtag*. **Seite 4**

Neue Krimis: **J. P. Delaneys** *The
Girl Before*, **Katarzyna Bondas** *Das
Mädchen aus dem Norden*. **Seite 5**

Julian Barnes über England nach
dem Brexit – und einen Roman
von Georges Simenon. **Seite 10**



Die Muster des Lebens

Eine ungekannte Art zu erzählen: *Rachel Cusks* neuer Roman *Transit*.

Von Klaus Brinkbäumer

WIE LEBT MAN DENN NUN? Wie wird man glücklich, wie geht man mit diesem ganzen Scheitern um, wie mit den großen Momenten, die ja auch vergehen, und was erzählt man hinterher, woran erinnert man sich? Welche Geschichte bleibt übrig? Wie also können wir unser Leben zusammenhalten, anderen und uns selbst gegenüber, ohne es, einerseits, im Nachhinein zu erlügen und ohne, andererseits, zusammenzusacken vor Scham?

Rachel Cusk hat längst alles über sich erzählt und wurde darum vom „Guardian“ zur meistgehassten Schriftstellerin Großbritanniens erklärt. Das lag daran, dass sie in drei Autobiografien vor allem über das Gefängnis des Mutterseins und

dann über das Scheitern ihrer seit Jahren entsexten Ehe berichtete, skalpellpräzise und bitterkomisch. Cusk sagt dazu, dass es wohl immer noch weibliche und männliche Literatur gebe: Die Frauen glaubten fröhlich ans gute Ende, die Männer retteten sich in gefahrlose Ironie. Sie schreibe halt anders.

Nach Eklat und Leidenszeit, nach einer Phase des Nicht-mehr-schreiben-Könnens hat die gebürtige Kanadierin, die in London lebt, etwas gefunden, das selten beglückend ist. Sie entdeckte etwas, sie erschuf etwas, das es in der Literatur bislang nicht gab. Eine ungekannte Art zu erzählen. Eine veränderte Perspektive.

Transit heißt das neue Buch im Original und auch in der deutschen (und von Eva Bonné melo-

disch und feinsinnig gefertigten) Übersetzung, *Transit* bedeutet Übergang. Es ist der zweite Band einer Trilogie über das Leben und die Begegnungen einer Schriftstellerin namens Faye; *Outline*, auf Deutsch ebenfalls *Outline*, was Entwurf oder Zusammenfassung bedeutet, hieß 2014 der erste Band.

Damals reiste Faye nach Athen, um einen Schreibkurs zu geben, begegnete einem Griechen, der sie ins Bett kriegen wollte. Sie fuhr mit dem Griechen Boot, und er beschleunigte derart scharf, dass sie beinahe über Bord gegangen wäre; allerdings bemerkte er das nicht, da er sich nicht umdrehte. Erst da nahm sie den fleischigen und behaarten Rücken des Griechen wahr und ekelte sich und sprang ins Wasser, ehe er sie küssen konnte.

Eigentlich passierte nicht mehr. Die Erzählerin war müde und nach dem Ende ihrer Ehe verwundet. Faye hörte ihren Studenten zu. Sie hörte einer Freundin zu. Sie hörte anderen Männern zu. Und da sie hin und wieder eine Frage stellte und klarmachte, dass sie wirklich und voller Ernsthaftigkeit zuhören wollte, berichteten ihr all die anderen das eigene Leben, und in diesen Erzählungen erfanden sie sich und entblößten sich, denn sie machten sich zur selben Zeit verständlich und lächerlich.

Jetzt, in *Transit*, ist Faye zurück in London. Sie kauft ein Haus und renoviert es und trifft auf Nachbarn, die sie vom ersten Moment an hassen und ihr den Tod wünschen. Ihre zwei Söhne rufen an, haben den Schlüssel zur Wohnung ihres Vaters verloren, brauchen dies und jenes, verzweifelt. Ein Schriftsteller berichtet von seinem gewalttätigen Stiefvater. Eine Studentin erkennt eine Seelenverwandtschaft mit einem ihr unbekanntem Künstler. Ein polnischer Handwerker hat zwar das Haus seines Lebens im fernen Polen für seine Familie gebaut, ist aber nie dort, da er ja in England das Geld verdient. Ein Abendessen bei Freunden missrät, als die Kinder erkennen, dass sie Küken essen müssen: „Mit tränenüberströmten Gesichtern standen sie vor ihren Tellern, und aus ihren Mündern drangen unverständliche Laute, die zu einem einzigen Protestchor zusammenflossen. Ringsum flackerten die Kerzen. Das Licht legte sich in orangefarbenen Schlieren auf die kleinen Gesichter, ließ Haare und Augen und nass glänzende Wangen leuchten. Es sah aus, als würden sie verbrennen.“

Und wieder: Um die Handlung, das karge Geschehen, geht es nicht. Faye (die in beiden Büchern nur einmal, jeweils zum Verpassen einladend beiläufig, namentlich genannt wird) tut nicht viel, erlebt nicht viel. Sie fragt nur und ist eine sanft steuernde ZuhörerIn, wie eine gute Reporterin. Auch diese Gesprächspartner fassen ihr Leben zusammen und deuten es, erklären es, vernichten es. Sie wollen etwas erreichen, und darum gehen sie von der einen Ehe in die nächste oder von einem Haus ins andere, und die Wahrheit tritt ans Licht und zugleich stets die Lüge.

Faye erzählt uns in indirekter Rede, was ihr erzählt wurde, fühlt mit und spottet sanft. Erneut erfahren wir durch ihre Berichte manches über ihre Haltung und anderes nur am Rande, hier ein Detail über die Erzählerin und 40 Seiten später



Rachel Cusk:
Transit. Aus dem Englischen von Eva Bonné. Suhrkamp; 238 Seiten; 20 Euro.

ein anderes, doch wir erfahren, was Verwundungen aus Menschen machen. Wie die Menschen kämpfen. Wie sie die Muster ihres Lebens erkennen und dann doch wiederholen. Wie sie sich nach Liebe, Freundschaft und danach sehnen, endlich verstanden zu werden. Freie Menschen, die sich unbedingt verändern möchten und alle Möglichkeiten dazu haben und sich trotzdem erneut in Gefangenschaft begeben. Nach einer Trennung tröstet eine Freundin die andere: „Es muss richtig gewesen sein, sonst hättest du es nicht getan.“ Sie wisse gar nicht, was sie eigentlich getan habe, antwortet die Getrennte. War nicht alles Zufall, alles Schicksal?

Die Form dieser zwei Bücher ist gewagt: ihre Erzähltechnik und ihre Struktur. Eine derart unscharf gezeichnete, derart passive Hauptfigur gab es in der Literatur noch nicht. Diese Hauptfigur ist nicht das Zentrum der Geschichte, wir lernen

Und so treffen wir all die Menschen, die ähnlich auf der Suche sind wie wir.

ihre Gefühle und Gedanken selten kennen, auch optisch oder physisch tritt sie kaum auf. Die einzige Figur in diesem Roman, der niemand zuhört, ist die Hauptfigur, und als sie ihrer Freundin Amanda dann doch einmal etwas Bedeutungsvolles sagt, verpasst ausgerechnet die deutsche Übersetzerin die Tiefe dieses Satzes. Das reiche Original: „I said a lot of people spent their lives trying to make things last as a way of avoiding asking themselves whether those things were what they really wanted.“ Das plumpe Pendant: „Ich sagte, viele Menschen würden ihr Leben mit Durchhalten verbringen, nur um sich nicht fragen zu müssen, was sie eigentlich wollten.“

Oft gehen literarische Versuche ja schief: Oft bedeutet das handwerkliche Experiment Abzüge beim Lesevergnügen. Cusk aber schreibt kein Wort zu wenig und vor allem keines zu viel, kalt und dennoch einfühlsam ist jeder Satz, originell das ganze Buch, und so treffen wir all die Menschen, die ähnlich auf der Suche sind wie wir, die Leser; wir treffen Menschen, die eine Ehe beendet haben, weil sie gedacht hatten, die Ehe bedeute permanente Steigerung von irgendetwas, und wenn nichts mehr hinzuzufügen ist, sei es halt vorbei – und die danach spüren, dass ebendiese leichtfertig beendete Ehe die größte Leistung, das größte Glück ihres Lebens war. Ein Verlassener fasst das ganze verdammte Elend des Liebeskummer so zusammen: „Als du mich verlassen hast, hat mich die Vorstellung traurig gemacht, dass du deine Liebe einem anderen schenken wirst, wo du doch genauso gut mich hättest lieben können. Aber dir war nicht egal, wen du liebst.“ Ach was.

Voller Wahrheiten sind diese vielen kurzen Geschichten: „Nur Glückskindern und Pechvögeln, sagte er, wird ein sortenreines (im Original: „unmixed“ –Red.) Schicksal zuteil; alle anderen müssen sich entscheiden.“ Nicht anders als weinend mitleidend und zugleich fremdschämend lachend sind diese Geschichten zu lesen.

Auf das Leben der anderen will Rachel Cusk uns hinweisen. Wenn wir uns für das Leben der anderen interessieren, wenn wir ernsthaft wissen wollen, warum die anderen gestern wurden, wie sie heute sind, dann erst schaffen wir die Verbindungen, die wir brauchen, und begreifen ein wenig mehr über uns selbst.

All you can eat

Das ganz große Buffet der Kulturwissenschaften: *Identität geht durch den Magen – Mythen der Esskultur* von Christine Ott.

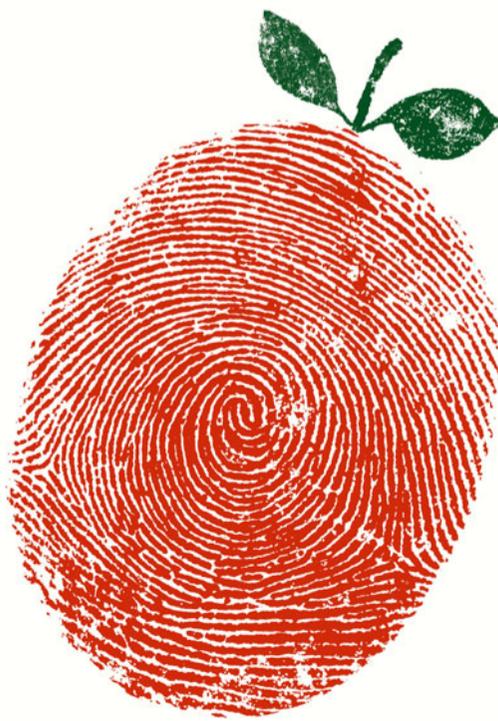
Von Ullrich Fichtner

ÜBER ESSEN UND TRINKEN zu reden wird von dem Augenblick an zur hochkomplexen Angelegenheit, in dem man die Begriffswelt deutscher Fernsehköche hinter sich lässt. Wer sich aufmacht, wirklich verstehen zu wollen, wie verschlungen die Wege unserer Ernährung sind, die Botschaften unserer Speisen, das prachtvolle Theater unserer Genüsse, der kommt mit „echt lecker“ und dergleichen nicht weit.

Das Niveau deutschen Redens über Essen und Trinken ist im Lauf der Jahre nicht wesentlich besser geworden, obwohl doch große Fortschritte in Sachen Esskultur und Genussbegabung allerorten behauptet werden. Die Lücke, die durch den Tod Wolfram Siebeks entstanden ist, der vor allem als „Zeit“-Kolumnist Großes für unsere Zivilisation geleistet hat, ist nicht geschlossen. Gute Texte über den Tisch in der Mitte unseres Lebens sind weiterhin rar, und häufig gehorchen sie den Mustern eines soziokulturellen Klassenkampfes: Man ist entweder dafür (für teuren



Christine Ott:
Identität geht durch den Magen – Mythen der Esskultur. S. Fischer; 496 Seiten; 26 Euro.



Rotwein, Rohmilchkäse, Rindfleisch, Trüffel) oder strikt dagegen (weil für Milch, Reis, Gemüse, Dinkel und Quinoa).

Zwischen diesen ideologischen Polen futtert die Gesellschaft bewusstlos weiter vor sich hin wie in guten, alten Zeiten: Es gibt Fleisch, Wurst, Kartoffeln, ein bisschen mehr Huhn und Pute, ein bisschen weniger Rind, viel Schwein. Und alles weiterhin reichlich, Fleisch gern täglich und ordentlich salzig. Vergebens suggeriert das mediale Dauerfeuer in Sachen Lifestyle, dass halb Deutschland mittlerweile auf dem Veggie-Trip ist und vorwiegend von Ingweraufgüssen und Sprossensalaten lebt. Die Wirklichkeit sieht völlig anders aus. Essgewohnheiten ändern sich eben sehr langsam.

Wenn nun eine Sache so viele Aspekte hat, dass niemand sie auf Anhieb alle erkennt und auseinandersortiert bekommt, dann schlägt die Stunde der Kultur- und Geisteswissenschaften, es ist beim Essen und der Esskultur nicht anders. Der französische Anthropologe Marcel Mauss hat den Begriff vom „sozialen Totalphänomen“ geprägt, und dieser ist auf unsere Art und Weise der Nahrungsaufnahme und die zugehörigen Spiele inzwischen häufig angewendet worden.

Totalphänomen, das meint eben jenes Geflecht aus Vorstellungen und Ideen, aus Lust und Ekel, aus Hunger und Völle, aus Einverleibung und Ausscheidung, die alle irgendwie mit unserem Essen zu tun haben, auch wenn wir daran keine Sekunde lang bewusst denken mögen. Das Geflecht ist trotzdem da, wie ein ewiger Senf zu unserem Leben, dessen Rezeptur allerdings ein Rätsel bleibt.

Die Lektüre von Christine Ott's gewaltiger Fleißarbeit mit dem Titel *Identität geht durch den Magen – Mythen der Esskultur* ändert daran nichts, und das ist angesichts des Themas nicht verwunderlich, das eben stets ins Ungefähre und Wägende